

Wörterbuch der Melancholie
Stichwort ‚Trauer, Tränen‘

Ein Lied.

Hinter meinen Augen stehen Wasser,
Die muß ich alle weinen.

Immer möchte ich auffliegen,
Mit den Zugvögeln fort;

Bunt atmen mit den Winden
In der großen Luft.

O ich bin traurig
Das Gesicht im Mond weiß es.

Drum ist viel samtne Andacht
Und nahender Frühmorgen um mich.

Als an deinen steinernen Herzen
Meine Flügel brachen,

Fielen die Amseln wie Trauerrosen
Hoch vom blauen Gebüsch.

Alles verhaltene Gezwitzcher
Will wieder jubeln,

Und ich möchte auffliegen
Mit den Zugvögeln fort.¹

Tränen, die wie in Else Lasker-Schülers Gedicht nicht zurückgehalten werden können, die geweint werden müssen, sie überwältigen uns. Zur Trauer, hier über eine unglückliche, nicht erwiderte Liebe, kommt so noch das Gefühl hinzu, auch gegenüber den Tränen ohnmächtig zu sein. Es ist als ob diese Tränen die Fassade einreißen, die wir mühsam aufrechtzuerhalten versuchen. Rund um dieses ganz eigene Zerbrechen der Fas-

¹ Else Lasker-Schüler: Werke und Briefe. Kritische Ausgabe, Bd.I,1 Gedichte, Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1996, S. 193.

sade unseres Ichs möchte ich das Stichwort ‚Trauer, Tränen‘ schreiben. Zur Melancholie hat dies folgende Verbindung: Dass wir endgültig nicht bekommen, was wir uns so sehr wünschen oder dass wir verlieren, was wir lieben und als Teil von uns erleben, das ist nichts, was nur Melancholiker betrifft, sondern das kennen natürlich alle Menschen. Wenn es hier um Tränen geht, vor allem um das Zerschneiden einer Fassade, wenn es darum geht, dass Tränen vielleicht nicht direkt trösten können, dass sie aber in ein ganz eigenes Reich führen – dann könnte darin für Melancholiker, die ja oft traurig sind, ein wichtiger Hinweis liegen. Deshalb in diesem Wörterbuch: ‚Trauer, Tränen‘. Beschrieben wird nicht ein Aspekt der Melancholie, sondern etwas, das in eine melancholische Lebensform mit hineingehören könnte.

Sehr tiefe und reiche Gefühle sind es, welche das Gedicht im Zusammenhang mit dem Weinen nennt und beschwört. Im Vergleich zur Kälte des Geliebten, seinen steinernen Herzen, ist das eigene Gefühl, ist die Liebe für den distanzierten Geliebten warm und schön, sie ist weit und voll Vertrauen, ja voll Hoffnung und Versprechen. Sie ist schön wie eine geöffnete Blüte, die aber schmerzt wie eine Wunde, die nicht heilen kann, solange der Geliebte von dieser Liebe nichts wissen will. Dies ist also die andere Seite der abgrundtiefen Trauer: Ein klarer, ein ‚mitfühlender‘, ein verstehender Blick auf die eigenen Gefühle – und auch die Erkenntnis, welche Tiefe und Würde in diesen Gefühlen liegt. Ist der Schlüssel zu diesem Einblick nicht das Weinen? Es ist, als ob das Weinen neben der Fassade des Ichs erstmals auch die Fixierung auf den unendlich großen Wunsch zerbricht, dass der Geliebte mich auch lieben möge. Und im Zerschneiden dieser Fixierung leuchten Schönheit und Wahrheit der eigenen Liebe – ganz selbstständig und unabhängig.

Aber es ist noch etwas Anderes, was hinter der durch Weinen zerschneidenden Fassade zugänglich wird: die Verbindung zu allen anderen Wesen. Kann sich das solitäre Ich momentweise nicht mehr halten, geht es unter in Verzweiflung und Tränen, dann wird es sozusagen reduziert – aber reduziert auf einen übersehenen Reichtum, nämlich auf die eigene Kreatürlichkeit, das Kreatursein, oder auch: das Mit-Kreatursein. Tief unter dem abgeschlossenen Subjekt, welches von jenen Wassern weggespült wird, die geweint werden, gewinnt sich das Ich in der Möglichkeit wieder, Teil eines Ganzen zu sein – wie ein Vogel, der nur ein Punkt im Formationsflug des Schwarms der Zugvögel ist. Verbindung zu anderen Menschen, zu allen Kreaturen, zu allem Leben, zu allem, was zusammen mit mir existiert, zugleich die Verbindung zu jener Schicht tief unten in meinem Ich, dem Kreatürlichen – all dies offenbart jenes Zerschneiden, das die Tränen mit sich bringen. Schließlich noch die Weite, das Auffliegen, das Wehen und Winden, das Fortziehen, das Jubeln, der nahende Morgen. Nicht nur in die Tiefe erstreckt sich mein Ich, auch in die Höhe. Und auch dies ist erst in seinem Zerschneiden richtig spürbar. Zu

mir gehört, sozusagen als jetzt erst vernehmbarer Oberton, seit jeher schon Fülle, Ganzheit, ja sogar Heil – und dies nicht nur als Sehnsucht nach einem *anderen* Ort, sondern auch *als eigenes Terrain, als eigener Raum*. Und meine Tränen sind auch eine Tür zu diesem eigenen Raum ursprünglicher oder zukünftiger oder doch möglicher Ganzheit.

Mit all dem ist eigentlich schon sehr viel gesagt: Tränen können nicht so trösten, dass sie uns etwa das so verzweifelt Gewünschte endlich schenken oder das Verlorene wiedergeben. Tränen sind machtlos gegen die Härte des Unerbittlichen. Aber etwas anderes geschieht. Im Weinen zerbricht unser Ich, genauer eine bestimmte Seite, eine bestimmte Schicht unseres Ichs, nämlich die Fassade, die das Ich den anderen und sich selbst zeigt und auch jenes abgegrenzte ‚Ich – für mich‘. Und in diesem Zerbrecen wird, zwar nicht als Trost, aber doch als Geschenk, ein eigenes Reich, ein eigener Reichtum zugänglich. Daher sollte das Weinen auf jeden Fall wichtiger Teil einer melancholischen Lebensform sein. ‚Hinter meinen Augen stehen Wasser, die muss ich alle weinen‘. Wo lebt der Mensch, der es nicht aus eigener Erfahrung weiß: Wenn, zumindest für den Moment, alle Wasser geweint sind – erst dann kann uns die Ahnung einer möglichen neuen Weite erreichen. Allein oder zusammen mit anderen Menschen; im Auto, auf dem Fahrrad oder sitzend an einem Tisch; betend, essend oder vor dem Spiegel – das Weinen verbindet uns ohnmächtig Sterbliche in einer Würde, die wohl weder die niederen Kreaturen noch die höheren, die Engel, kennen.

Damit könnte das Stichwort ‚Trauer, Tränen‘ enden. Es ist aber möglich und sinnvoll, das Phänomen noch etwas tiefer zu untersuchen. Denn: Bisher kam jenes Andere, nämlich die Macht des Unerbittlichen selbst, zu wenig ans Licht. Ich meine die harten, nicht zu ändernden Fakten, das Schicksalhafte, das Widerständige, das uns überwältigt, das uns hin und her wirft – und das uns überhaupt erst weinen lässt. Ich möchte zeigen, dass wir in den Tränen nicht nur zu dem oben beschriebenen inneren Reich und Reichtum (des eigenen Gefühls, des Kreaturseins und des Ganz- und Heilseins) eine Verbindung aufbauen können. Sondern auch zu jener Kraft, die uns zu Boden drückt, oder sollen wir besser sagen: zu jener mitleidlosen Wüste aus Stein, in der uns Versagung oder Verlust überwältigen, an der wir und in der wir zerbrechen. Versagung, das ist etwa ein unendlich starker Wunsch, der sich, so müssen wir schließlich einsehen, nie erfüllen wird: eine Liebe, eine Spanne eigenes oder fremdes Leben oder einfach eine bestimmte Möglichkeit, die doch nie Wirklichkeit werden wird. Und der unwiederbringliche Verlust, das ist etwa der Verlust eines Menschen oder der Verlust von jenem, was einen ausmacht und trägt. Versagung und Verlust, sie ‚regieren‘ unser Leben als eigene Macht. Schon als Kinder lernen wir diese Macht kennen – und Kinder bleiben wir ihr gegenüber unser Leben lang: bittend und bettelnd, trotzig aufbegehrend oder verhan-

delnd.

Die Furcht, die Ehrfurcht, die Angst, welche wir dieser Macht entgegenbringen, sie entspricht bei Melancholikern eben dem einen Ende der Achse ‚Angst – Sehnsucht‘, der Angst. Weil diese Macht, die das Leben zwar nicht allein, aber doch mitregiert, besonders Melancholikern als ‚alleinherrschend‘ erscheint, weil wir oft gar keine Augen für jene uns ebenfalls regierenden Gegenkräfte haben, für das Wachsen, Werden und Entstehen, das Begehren, Wünschen und Verwirklichen – deshalb empfinden wir das Leben, die Welt, das Ganze als bedrohlich und willkürlich, als sinn- und hoffnungslos. Ist es möglich, dass wir im Weinen einen ganz eigenen Zugang zu dieser Macht bekommen können? Und zwar einen Zugang, der *Vertrauen*, zumindest eine sehr spezifische *Vertrautheit* mit dieser Macht geben kann? Ist es möglich, diese Macht auch von einer anderen Seite als der unerbittlichen zu erfahren: als fördernd, ermöglichend, beschenkend?

Jedenfalls erscheint es den Versuch wert, hier noch einen Schritt weiterzukommen. Dieser Weg führt zunächst zum philosophischen Begriff der ‚Erhabenheit‘. Bei Immanuel Kant (1724-1804) bedeutet Erhabenheit noch jene eigentümliche Erfahrung, die wir im Angesicht von Naturgewalten machen können und die für Kant das Tor zu einer ganz eigenen philosophischen Einsicht ist: Sind wir etwa den Kräften des Windes, des Wassers oder der Erde unmittelbar physisch ausgesetzt, dann spüren wir sofort, dass wir durch die Übermacht der Natur jederzeit vernichtet werden könnten, dass wir ihr körperlich nichts entgegensetzen haben. Wir spüren unsere Fragilität und Verletzlichkeit. Doch das Gefühl des Erhabenen erschöpft sich nicht in Überwältigung und Ohnmacht. Vielmehr ist dies gerade ein Zugang zu jener zweiten Seite des Menschen, der nicht-physischen. Dieser zunächst nicht sichtbare Bereich ist für Kant natürlich jene innere Transzendenz, genauer die transzendente Moralität, die er auch ‚Menschheit in unserer Person‘ nennt (s.u.). Dabei handelt es sich kurz gesagt um die Fähigkeit des Vernunftwesens Mensch, der Einsicht in das Gute zu folgen, also gut zu handeln, selbst wenn man dafür Nachteile in Kauf nehmen müsste, ja selbst wenn man für das richtige, das gute Handeln mit dem Tode bestraft würde. Natürlich ist nicht klar, ob man angesichts einer solchen Bedrohung auch wirklich das moralisch Richtige täte. Aber die potenzielle Möglichkeit und *Freiheit* dazu, so Kant, hätte man. Damit triumphiert bei Kant die Vernunftseite, hier die Moralität, potenziell über die Naturseite des Menschen. Und dies wird einem angesichts der Naturgewalten im Erlebnis des Erhabenen wieder richtig bewusst: „[...] so giebt auch die Unwiderstehlichkeit ihrer Macht [die Macht der Natur, Ph.Th.] uns, als Naturwesen betrachtet, zwar unsere physische Ohnmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich ein Vermögen, uns als von ihr [der Macht der Natur, Ph.Th.] unabhängig zu beurtheilen [...] wobei die Menschheit in unserer Person unerniedrigt

bleibt, obgleich der Mensch jener Gewalt unterliegen müßte“.² Zusammenfassend und etwas vereinfacht gesagt: Der Mensch gewinnt sich im Erlebnis des Erhabenen als Vernunft – er weiß wieder, dass er physisch schwach ist, aber er weiß auch, dass sein innerster Kern, die Vernunft, unabhängig von dieser Schwäche ist.

Eineinhalb Jahrhunderte später, im Denken Theodor W. Adornos (1903-1969), ist diese Selbstgewissheit des modernen Subjekts einer Vorstellung gewichen, die das Verhältnis zwischen Subjekt und Natur neu und anders bestimmt. Und damit kommen wir wieder zum Weinen und zu jener Macht des Unerbittlichen, zu der wir im Weinen vielleicht eine ganz eigene Beziehung aufbauen können. Adorno schreibt: „Weniger wird der Geist, wie Kant es möchte, vor der Natur seiner eigenen Superiorität gewahr als seiner eigenen Naturhaftigkeit. Dieser Augenblick bewegt das Subjekt vom Erhabenen zum Weinen. Eingedenken von Natur löst den Trotz seiner Selbstsetzung: ‚Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!‘ Darin tritt das Ich, geistig, aus der Gefangenschaft in sich selbst heraus. Etwas von der Freiheit leuchtet auf, welche die Philosophie [hier ist durchaus Kant gemeint, Ph.Th.] mit schuldhaftem Irrtum dem Gegenteil, der Selbstherrlichkeit des Subjekts, vorbehält. [...] Freiheit regt sich im Bewusstsein seiner Naturähnlichkeit“.³ Erleben wir also unsere Ohnmacht angesichts der Naturgewalten, dann ist dies für Kant Anlass, hinter dieser Ohnmacht dasjenige zu entdecken, was den Menschen neben seiner Naturseite auch noch und wesentlich ausmacht, nämlich die der Natur überlegene Vernunft, die Moralität. Für Adorno dagegen ist es eher die Naturhaftigkeit, welche uns deutlich wird im Augenblick der Erkenntnis: Weder als Körper noch als Geist haben wir uns selbst gemacht oder erfunden. Es besteht kein Anlass zum ‚Trotz einer Selbstsetzung‘. Aber wenn dieser vielleicht kindliche, vielleicht auch typisch moderne Stolz auf die vermeintliche eigene oder menschliche Besonderheit zerbricht angesichts unserer Naturhaftigkeit (unseres Natur-seins, unserer inneren und äußeren Natur), dann hat das auch etwas Befreiendes – und darauf kommt es Adorno gerade an. Wir treten hinaus aus einer Gefangenschaft in uns selbst. Und dies: die Ohnmacht und das Zerbrechen angesichts der Übermacht der Natur (auch jener Natur, die wir selbst sind), aber auch die wieder gewonnene Gemeinschaft und die Freiheit – dies *beides* bringt uns zum Weinen. Unsere Tränen im Moment des Verlusts unserer Besonderheit, sie sind Tränen der Ohnmacht und der Hilflosigkeit. Aber auf existenzieller, auf lebenspraktischer Ebene sind sie zugleich auch Tränen der Erleichterung: Ich muss mich nicht selbst erfinden, definieren, gründen. Ich bin nicht für alles verantwortlich, was mir geschieht. Wir sind Natur, sind ausgemacht durch Unverfügbares – ob das unseren Körper, unsere Bega-

² Immanuel Kant: Kritik der Urtheilskraft, in: Kant's gesammelte Schriften, Abt. 1, Werke, Bd. 5, hg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin: Reimer 1913, S. 261f.

³ Theodor W. Adorno: Ästhetische Theorie, 19. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2012, S. 410.

bungen, unsere Veranlagungen oder all das Kontingente unsers Lebens betrifft. Weder durchschauen wir uns restlos noch können wir unser Sein und Tun immer erklären. Insofern ist das Zerschneiden der Überforderungen des modernen Subjekts (im Erkennen unserer Naturähnlichkeit), wie Adorno sagt, *Freiheit*. Nur um Missverständnisse zu vermeiden: Hier geht es nicht um die Diskussion rund um Willensfreiheit und Determinismus, in welcher vielleicht auf Seiten der Naturhaftigkeit eher der Determinismus, also die Unfreiheit zu vermuten wäre. Sondern hier geht es um eine existenzielle Freiheit, die im Zerschneiden jener Mauern gewonnen wird, welche das Subjekt umgeben – und dies geschieht gerade in der Erfahrung: Auch wir sind Natur.

Wie führt von hier aus ein Weg zu jener oben beschriebenen schicksalhaften Macht des Unerbittlichen, die unser Leben mitregiert und die besonders uns Melancholikern so deutlich vor Augen steht? Wie können wir diese Macht von einer anderen, einer nicht einschränkenden, sondern fördernden Seite kennenlernen? Und wie kann Vertrautheit mit und Vertrauen zu dieser Macht Teil einer melancholischen Lebensform werden? Vielleicht lässt sich dies so formulieren: Mit der Natur, die uns überwältigt, sind gerade nicht nur äußere Naturgewalten gemeint. Sondern es geht auch um die Natur, die wir selbst sind. Und diese können wir auf einer existenziellen Ebene das nennen, *was uns unverfügbar ausmacht*. Zur Erläuterung: Verwenden wir den Begriff Natur auf diese aristotelische Weise, dann bezeichnet Natur den Gegensatz zu Kultur, also zu allem, was die Menschen selbst herstellen und machen. Nun beziehen wir diesen Begriff von Natur, also *physis* als das *Von-selbst-Entstehende*, bewusst auf die Ebene der Existenz, der Lebensform und der Lebenspraxis (was Aristoteles so nicht im Blick hatte). Natur als das uns unverfügbar Ausmachende: Damit ist dann sowohl unser zufällig so und so gearteter Körper gemeint als auch zum Beispiel unsere Veranlagungen, die wir nicht ausgesucht oder erfunden haben. Aber es ist auch jenes gemeint, das uns passiert und das als Ereignis sich einschreibt in unser Wesen – ja, es ist unser Schicksal gemeint, denn wir können nicht umhin, dieses irgendwie in unsere Existenz mit aufzunehmen. Adorno schreibt, angesichts der Übermacht der Natur verstehe der Geist seine eigene Naturhaftigkeit. Wenn wir bei Natur nicht an Evolutionstheorie oder Genetik denken, sondern an das *Ausgemachtwerden durch Unverfügbares*, dann können wir sagen: Werden wir uns unserer Naturhaftigkeit bewusst, werden wir uns darüber bewusst, dass uns jene unerbittliche Macht immer schon ausmacht, dass sie ein Teil von uns ist. Ich schlage also vor, diese Macht mit zur Natur zu zählen, die wir selbst sind. Das Weinen über unser Schicksal ist das Weinen über unsere Naturhaftigkeit, das Adorno beschreibt. Und im Weinen bauen wir eine Beziehung zu diesem Teil von uns auf. Deren besondere Qualität ist durch jenes bestimmt, was im Weinen liegt: *Wir wissen nicht mehr weiter im Verstehen, Konstruieren und Begründen unserer selbst*. Wir können all

dies nicht mehr – aber zugleich brauchen wir es auch nicht mehr zu können. Sondern wir dürfen einfach da-sein in dieser Unmöglichkeit der Selbstbegründung und Selbstgestaltung, eben in unserer Naturhaftigkeit. Konkret kann dieses Bewusstsein unserer Naturhaftigkeit etwa bedeuten, einmal wirklich und transparent einzusehen, dass wir weder durch irgend ein Unterlassen noch durch ein ungenügendes Handeln verbunden sind mit dem, was uns hier geschieht. Die Verbindung besteht *nicht im Handeln, sondern im Sein*.

Auch diese Erkenntnis, diese Erfahrung ist kein Trost, der etwa unsere Trauer vergessen machen könnte. Unsere Tränen können uns aber befreien von einem Selbstverständnis, in welchem unser Leben vor allem das Ergebnis der richtigen Orientierung und des richtigen Tuns ist. Die Entdeckung unserer Naturhaftigkeit, sie kann uns befreien und öffnen für ein Selbstverständnis, in welchem – neben allen Handlungsspielräumen und Gestaltungsmöglichkeiten – wir zu einem gewissen, zu einem wesentlichen Teil *uns immer auch selbst geschehen*. Melancholiker neigen zu Selbstverurteilung und Selbstkritik. Der Pol ‚Angst‘ der Achse ‚Angst – Sehnsucht‘ nimmt dann die Gestalt eines überstrengen Richters an. Dieser verurteilt nicht nur unser Handeln, sondern macht uns auch noch für das verantwortlich, was uns geschieht. Mitunter wissen wir nicht, worunter wir mehr leiden: unter dem schicksalhaften Geschehen, unter Verlust und Versagung – oder unter der Selbstverurteilung dafür. Ausgehend von Adorno gerade im Überwältigtwerden durch Natur, im Ausgemachtwerden durch Unverfügbares zu erkennen, *dass wir als ein Selbst da-sein dürfen, das sich nicht verstehen, konstruieren oder begründen muss* – dies führt zu einer geänderten Lebenspraxis, die Melancholikern gut tun, die sie souveräner machen kann. Das andere wäre eine Hoffnung: Je vertrauter wir mit dem Umstand werden, dass wir uns immer auch selbst geschehen, desto mehr könnten wir uns nach und nach öffnen für jene *andere und gute Seite* dieses uns stets überwältigenden Geschehens, der übermächtigen, der eigenen Natur. Zu dem, was uns unverfügbar ausmacht, gehören auch glückliche Zufälle, Entwicklungen und Potenziale, die unser Leben fördern und tragen. Gerade für Menschen, die fixiert sind auf Verlust und Versagung und gleich an etwas Schlechtes denken bei jenem, das *von selbst* geschieht, liegt hier die Möglichkeit einer befreienden Erfahrung. Wenn es unter anderem das Weinen ist, das hilft, eine Beziehung zu unserer Naturhaftigkeit aufzubauen, dann gilt auch: Eine Ahnung jener anderen Seite dieses Geschehens, die Ahnung, dass sich Türen auch *öffnen*, diese Ahnung können wir bekommen, wenn wir unsere Trauer immer wieder übergehen lassen in Tränen.